



STÄDTEBAU IN BERLIN

Avanti, Dilettanti

GASTBEITRAG von Hans Kollhoff

10.03.2025, 07:39 Lesezeit: 10 Min.



Eine verschwurbelte Sprache ist hier sichtbares Warnzeichen: Die Erben des Architekten Hans Scharoun prägen bis heute die Stadtplanung Berlins. Es ist Zeit für eine Wende.

[Zur App](#)

In der „Berliner Kindheit um 1900“ fallen Walter Benjamin einmal beim Besuch des Villenquartiers im Tiergarten, an den Säulen, Karyatiden und Atlanten, Friesen und Architraven vorbeigehend, die Verse ein, die ihn nach der Schule im Treppenaufgang des Elternhauses empfangen: „Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis“, und die Haustür unten, erinnert er sich, „sank mit einem Seufzen, wie ein Gespenst ins Grab, zurück ins Schloss“.

Als Adolf Hitler und Albert Speer im Luftschutzbunker begannen, über den Wiederaufbau der zerbombten deutschen Städte nachzudenken, waren das 19. Jahrhundert und jene wilhelminische Welt unwiederbringlich an ihr Ende

gekommen und auch jene großstädtische Epoche zwischen den Kriegen, in der Berlin zu einem geistigen Zentrum herangewachsen war, das sich neben Paris stellen konnte.

Speer sah sich 1943 gezwungen, die Planungen an der Reichshauptstadt „Germania“ zur Seite zu legen und den Wiederaufbau einer parkartig aufgelockerten Stadtlandschaft in einfacher Bauweise zu entwerfen. Nichts anderes verfolgte wenig später auch Hans Scharoun: „Was blieb, nachdem Bombenangriffe und Endkampf eine mechanische Auflockerung vollzogen, gibt uns die Möglichkeit, eine Stadtlandschaft zu gestalten.“ Ging es Speer um einen luftkriegsgerechten Wiederaufbau, so sah Scharoun die Gelegenheit, den großen Traum des „Neuen Bauens“ endlich zu verwirklichen.

Das Planungskollektiv unter Scharoun ging 1945 von einer restlos zerstörten Stadt aus, die bis in den Grund auszuradiert sei, um auf bereinigter Fläche die neue Stadt zu errichten: „was Haußmann im 19. Jh. beim Umbau von Paris hat abreißen lassen müssen, das haben in Berlin die Bomben bewirkt, nur nicht überall so, wie es die raumgreifende Planung braucht (...). Weitere Abrisse werden notwendig sein.“ So sah der „Kollektivplan“ eine Bandstadt im Urstromtal der Spree vor, die sich von Köpenick bis Spandau erstrecken sollte.

Nur an eingestreut wirkenden Spolien, der zangenartigen Figur der „Linden“ mit dem Karree des Pariser Platzes, dem Gendarmenmarkt und dem Schloss Charlottenburg konnte sich der Blick auf der Suche nach dem alten Zentrum festhalten. In üppige Vegetation eingebettet und „autogerecht“ vernetzt, sollten „Wohnzellen“ für 4000 Einwohner mit entsprechenden Flächen für Arbeit und Gewerbe die überlieferte Blockstruktur ersetzen.

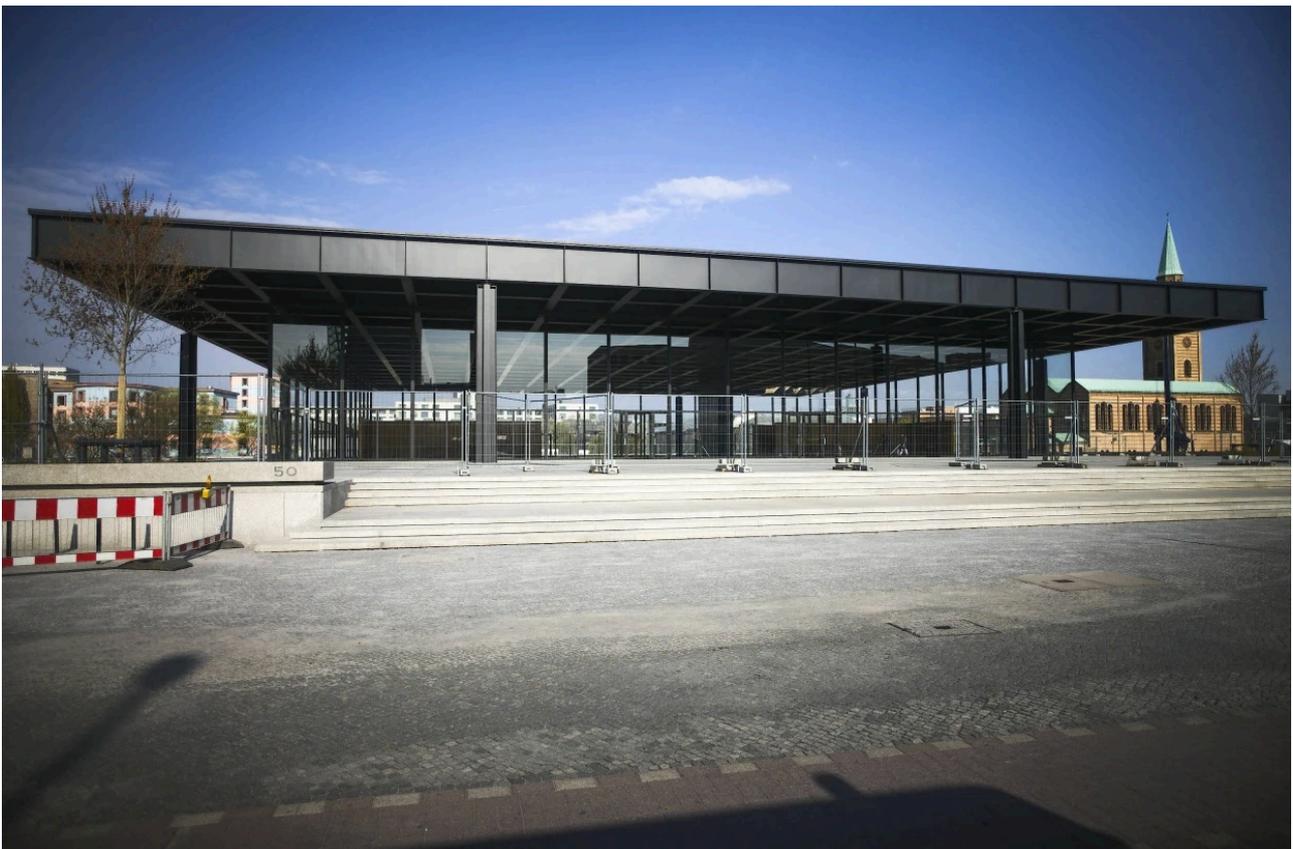
Kollektivplan zum Scheitern verurteilt

Dabei war der Kollektivplan schon aus ökonomischen Gründen zum Scheitern verurteilt, erwies sich doch die Infrastruktur des Hobrecht'schen Erschließungs- und Versorgungsnetzes als unverzichtbar. Im April 1946 lehnte ihn der Magistrat mit der Begründung „utopisch“ ab.

Gleichwohl zeigen sich die Scharoun'schen Planungen bis heute als Wucherungen im Stadtgrundriss, die nicht nur die dominierende Platzkonfiguration der Barockstadt in

Mitleidenschaft gezogen, sondern auch nachfolgende Planungen bis heute beschwert oder zu fragwürdigen Kompromissen gezwungen haben. Vollkommen zerstört ist der Belle-Alliance-Platz, das Rondell, von dem aus die Straßen der Friedrichstadt abgingen. Ein großstädtischer Schmuckplatz, dessen Arkaden Walter Benjamin erwähnt, wurde „in einen kleinstädtischen Spielplatz verwandelt“ (Wolf Jobst Siedler).

Generationen von Stadtplanern und Architekten arbeiten sich mit eher bescheidenem Erfolg an der geradezu monströsen Stadtlandschaft nördlich der Potsdamer Brücke ab, dem „Kulturforum“ genannten städtebaulichen Bermudadreieck zwischen Philharmonie, Staatsbibliothek und der Neuen Nationalgalerie Mies van der Rohes – einem flachen Pavillon nur, der sich kompromisslos großstädtisch den baulichen und gedanklichen Verwerfungen entgegenstellt.



Kompromisslos großstädtisch: Mies van der Rohes neue Nationalgalerie in Berlin ist 2021 nach fünfjähriger Renovierung fertiggestellt worden. *AP*

„Wenn man zum ersten Mal in der Weltgeschichte alles, alles neu macht, und man hat es nicht gelernt und hat keine Erfahrungen, glaubst Du nicht, dass man dann erst einmal alles, alles falsch macht?“, fragt beim Spaziergang durch das zerstörte Berlin

Rudolf Herrnstadt, seit Mai 1945 Chefredakteur der „Berliner Zeitung“ seine kleine Tochter ahnungsvoll.

Als Berliner Stadtbaurat für den Wiederaufbau scheint Scharoun im Osten mit seinen Überlegungen erfolgreicher voranzukommen. Seine Wohnzelle Friedrichshain, „nesthaft“ mit dem „Platz des gesellschaftlichen Lebens“ als Mittelpunkt und mit Laubenganghäusern, die er nur widerwillig parallel zur Allee gestellt habe, sei so bemessen, dass sie vom Kinde erlebt werden und dem Kinde eine Welt sein könne, sie spiegele die Einheit des Lebens wider, den „Lebensbau“, von der Wiege bis zur Bahre und werde ihm wirkliche Heimat.

Vorstellung von einer repräsentativen Metropole nach Moskauer Vorbild

Dennoch wird erste Kritik laut, zunächst ironisch, anstelle des Wortes „Zelle“ sei besser die Bezeichnung „Stadtdorf“ zu wählen. Dann lehnt der Minister für Aufbau kategorisch die „Junggesellenbauten“, wie sich das Professor Scharoun vorstelle, ab. Schließlich verlangt der Generalaufbauplan, vom augenblicklichen Bestand auszugehen: „Wir rechnen mit den vorhandenen Bauwerken und mit den in unseren Straßen liegenden Leitungen.“

Neben den Scharoun'schen Ideen zur Schaffung einer „Stadtlandschaft“ begann die Vorstellung einer repräsentativen Metropole nach dem Moskauer Vorbild in den Vordergrund zu treten. Am siebzigsten Geburtstag Stalins, an dem die Umbenennung der Frankfurter Allee in Stalinallee erfolgte, wurde die Grundsteinlegung der ersten Bauten der „Wohnzelle Friedrichshain“, der beiden Laubenganghäuser Hans Scharouns, gefeiert.

Wenig später das Verdikt Walter Ulbrichts: Die Laubenganghäuser in der Stalinallee seien ein typisches Beispiel für den „Baukastenstil, wie er für unsere Werktätigen nicht mehr in Frage kommen darf“. Scharoun stellte Ende 1950 seine Tätigkeit im Osten Berlins ein.

Als Auftakt zur Stalinallee sorgte das von Hermann Henselmann geplante Hochhaus an der Weberwiese für Aufmerksamkeit. Der selbstbewusste Klassizismus entsprach dem sowjetischen Vorbild, galt als Ausdruck eines großstädtischen Lebensgefühles und genügte hauptstädtischen Repräsentationsbedürfnissen. Die charakteristischen Gestaltungselemente der Stalinallee sind hier schon vorweggenommen, die

Kompaktheit des tektonisch gegliederten Baukörpers, die Betonung des Sockels mit Läden, Büros und kulturellen Nutzungen, die Eingangszone mit weiträumigen Entrees und einladenden Aufzügen, die Wahl natürlicher Materialien in sorgfältiger Verarbeitung, der Wohnkomfort mit eingebauten Küchen und Müllschluckern und schließlich eine reiche Ornamentierung unter Verwendung handwerklicher Metall- und Keramikarbeiten.

Nichts nachhaltiger als die vor 150 Jahren gebauten Gründerzeithäuser

Doch dann stellte Henselmann 1958 eigenmächtig und überraschend seinen Entwurf für das Gebiet zwischen Strausberger Platz und Alexanderplatz als städtebauliche Antwort auf das Hansaviertel in Westberlin vor. Zurückgesetzte Hochhausscheiben verraten einen politischen Paradigmenwechsel: „Die Gebäude stehen gewissermaßen in einem großen schönen Park. Das aber ist gerade das Charakteristische für ein sozialistisches Stadtgebiet: Großzügigkeit, Weite, Überschaubarkeit und Raum genug für Menschen und Fahrzeuge (...). Wir sagen ja zur Großstadt.“

Ein opportunistischer Salto. Aus wirtschaftlichen Gründen war das ursprüngliche, der Urbanität verpflichtete Konzept der Stalinallee, der Typus des Berliner Mietshauses, gescheitert. 1960 begann die Plattenmontage im letzten Abschnitt der Stalinallee

Ost und West zeigten sich im Elend des „sozialen“ Wohnungsbaus, von dem in der Folge alles Bauen, alles Denken über Architektur und Stadt ausging, schon früh vereint. Dagegen war im Westen die IBA der Siebzigerjahre ein hoffnungsvolles Aufflackern, aber die Internationalität der Akteure war vorwiegend am spektakulären Objekt interessiert und nicht an der Komplexität des Berliner Mietshauses, zumal sich die Förderung restriktiv auf den Bau von Wohnungen beschränkte.

Dann bot die „Wende“ unverhofft ein weites Feld für städtischen Wohnungsbau mit durchaus ermutigenden Ergebnissen, doch die Energie scheint verpufft, sodass sich das spekulative Luxuswohnen und der soziale Wohnungsbau unversöhnlicher denn je gegenüberstehen.

Selbst für einen erfahrenen Architekten ist es heute schwer einzusehen: Es gibt nichts Nachhaltigeres als die vor 150 Jahren gebauten Gründerzeithäuser, nicht

zuletzt deshalb, weil sie immer noch nicht abgerissen und der Kreislaufwirtschaft zugeführt wurden. Das Kreislaufdenken ist reines Profitinteresse der Bauwirtschaft, die gut lebt mit Abriss und Neubau und dem ganzen Rattenschwanz „grüner“ Haustechnik, der da dranhängt, mit Normen und Gütesiegeln nobilitiert, vom Bund gefördert – und nach zwanzig Jahren schrottreif. Die Kreislaufwirtschaft widerspricht ja nicht nur dem Selbstverständnis des Architekten, sondern auch vernünftigen ökologischen Vorstellungen.

Anachronismus am Stadtrand

Das Berliner Wohnhaus bei parzellierter Blockstruktur und hoher Verdichtung ist von großer Flexibilität, lässt in seiner Großzügigkeit die Kombination mit beruflicher Arbeit zu und ist als Eigentum oder zur Miete und auch öffentlich gefördert zu haben. Auf diese Weise ist das Berliner Wohnhaus ein Abbild der Stadtgesellschaft. Es lässt, schiebt man unanständiger Spekulation den Riegel vor, eine gesellschaftliche Segregation gar nicht erst entstehen, geschweige denn eine „soziale“ Ghettoisierung am Stadtrand.

Mit einer Randbebauung des Tempelhofer Felds könnte Berlin an Errungenschaften wie den Central Park in New York anknüpfen. *AFP*

Gegen diese über Jahrhunderte optimierte Bauweise erscheint heute der soziale Wohnungsbau als Anachronismus am Stadtrand. Erfunden in der Bauhauszeit und als Genossenschaftsmodell noch erfolgreich, zeigt er im Märkischen Viertel und in Hellersdorf-Marzahn sein beängstigendes Gesicht. Hätte man nicht längst die Städte von innen her wiederbeleben, bewusst die problematischen Flächen in Angriff nehmen können, Ärgernisse, die vor sich hindümpeln, weil man nicht einfach im großen Stil drauflos „metern“ kann? Also jene Stadtlandschaftsflächen, die durch Kontamination, eigentumsrechtlichen Klärungsbedarf, Emissionen oder politischen Streit belastet sind, sodass sich Neubau dort „nicht rechnet“ und stattdessen eine Verwahrlosung in Kauf genommen wird.

Jetzt, wo wieder die Siebzigerjahre ausgerufen werden, muss es um Haus- und Stadtbau gehen. Vergleichend gilt es, eine ganzheitliche ökonomische Betrachtung vorzunehmen, also nicht nur die Erstellungskosten des Bauwerks zu erfassen, sondern den Gesamtaufwand inklusive der städtischen Infrastruktur, die im Zentrum ja schon vorhanden ist. Die Innenstadt Berlins, begrenzt durch den S-Bahn-Ring, bedarf einer rigorosen Verdichtung im Interesse einer nachhaltigen Urbanität.

Neigung, sich in „innovativen“ Provisorien einzurichten

Was uns daran hindert, einem Paradigmenwechsel nachzugeben, ist eine Art morbus scharounensis, antigroßstädtisch, ja antiurban, der sich bis heute, vor allem im Dunstkreis der Akademie der Künste, hartnäckig hält und überall auflebt, wo Monumentalität gewittert wird oder Architektur allzu selbstbewusst auftritt. Es herrscht die Neigung, sich einzurichten in „innovativen“ Provisorien; einem heterogenen Wald von Stützen den Vorzug zu geben gegenüber einer Kolonnade; eine Gerade zu brechen, bevor sie zu einer Linie wird; ein Rechteck abzuschneiden, einen Würfel zu spalten. Angst vor Symmetrie, Regelmäßigkeit, Klassizität. Horror vor einem gegliederten Ganzen. Viel Grün, aber kein Park, keine Allee, kein stolzer Baum.

Ich nenne es das Olivaer-Platz-Syndrom, die Unfähigkeit, heute in Berlin und anderswo in unserer Republik etwas Ganzes zu schaffen, etwas, das über die alltäglichen Querelen erhaben ist, ein Stück Straße etwa, zwei gegenüberliegende Reihen durchaus unterschiedlicher Häuser, die sich an die Bauflucht halten und einen Stadtraum bilden, den man, ohne rot zu werden, „Straße“ nennen kann. Oder einen „Park“, ein von Blockrändern begrenztes Rechteck mit Rasenfläche und

Bäumen, Sträuchern und vielleicht noch Wasser, so angeordnet, dass der Stadtkörper sich öffnet, der Blick sich weitet und der Mensch ganz unwillkürlich durchatmet.

Mit dem Namen fängt es ja schon an. Der Olivaer Platz ist ein Park. Aber doch kein richtiger Park, weshalb offiziell von einer parkartigen Anlage gesprochen wird, das klingt schon „nestartig“. Eine Rekonstruktion des Stadtraumes kam ohnehin nicht infrage: Sengarten, steile Böschungen, riesiger Blument Teppich, nach Westen Stützmauer aus Rüdersdorfer Kalkstein mit davorliegendem Wasserbecken. Man einigte sich auf eine „multifunktionale Platzgestaltung“: Parkplätze mit Ladestationen, Spielplätze, Tischtennisplatten, Fahrradstellplätze, ein Café mit dem Charme einer Trafostation.

Flughafen Tempelhof als letzte Gelegenheit

Auf der anderen Seite des Kurfürstendamms konnte ich, 25 Jahre ist es her, mit meiner Partnerin Helga Timmermann den Walter-Benjamin-Platz realisieren, nachdem wir den Wettbewerb „Freiraum Wielandstraße“ gewonnen hatten, die Bebauung eines als Parkplatz genutzten Grundstückes. Unser Entwurf sah einen Wintergarten vor, ein riesiges Gewächshaus, dessen Dach flügelartig geöffnet werden konnte. Es muss eine mutige Jury gewesen sein, damals.

Die Stadt hing am Tropf, und wir mussten auf Investorensuche gehen. Dabei wurde das Projekt hoffnungsvollen Finanzierungs Konzepten angepasst, bis schließlich eine baureife Planung auf dem Tisch lag. Weil die Bauten immer breiter wurden und der Stadtraum immer straßenartiger, sind wir auf die Idee der Kolonnaden als Platzweiterung gekommen. Die Gesamtanlage setzt sich aus parzellierten Häusern zusammen. Läden und Gastronomie, Wohnungen unterschiedlicher Größen, öffentlich gefördert und im Eigentum, darüber Dachgärten. Autos in der Tiefgarage. Die Höfe sind unversiegelt und haben große, schattenspendende Bäume. Auf dem Platz als Schmuck und zur Freude der Kinder ein Springbrunnen. Schließlich ein üppiger Kastanienbaum, der durch das Tiefgaragengeschoss hindurch wurzelt.

Allerdings verlangten die Kiezbewohner dort etwas Grünes und wollten weiterhin umsonst parken. Deshalb musste der Senat das Projekt an sich ziehen und durch einen Prozess am Verwaltungsgericht bringen. Ein Stadtplatz von dieser Dimension und Nutzungsmischung wurde im Nachkriegsdeutschland, Ost wie West, nicht gebaut. Vielleicht bringt Berlin wieder einmal Politiker hervor oder es kommen

Fremde vorbei, die sich in der Pflicht sehen, weitreichende Entscheidungen im Interesse der Stadtbürger zu treffen.

Am Flughafen Tempelhof bietet sich eine letzte Gelegenheit, noch einmal einen weltstädtischen, urbanen Stadtraum zu schaffen und dem unverhofften Hauptstadtglück Ausdruck zu verleihen. Vernünftigerweise müsste man nichts anderes machen, als das Rasenfeld mit einer Platanenallee zu rahmen und eine Front Berliner Wohnhäuser zu bauen, hoch verdichtet, mit einer attraktiven Nutzungsmischung im Erdgeschoss. Die architektonische Gestaltung kann sich auf die Fassade und die Eingangsbereiche konzentrieren, denn der Typus, die Parzellierung, die Traufhöhe und die Bauflucht wären ja gegeben.

Ein merkwürdiges Demokratieverständnis

Stattdessen soll mit dem „Ideenwettbewerb Tempelhofer Feld“ abermals eine stadtweite Debatte angestoßen werden. Es gibt ein Bündel von Vorgaben des Landes Berlin, ergänzt durch die Liste der „Bedarfe“ der Bezirke Tempelhof-Schöneberg und Neukölln sowie die Ergebnisse der ersten beiden „Dialogwerkstätten“, vor allem aber gilt: „kein Wohnungsbau“. Stattdessen Bänke, Wasserspender, Sanitäranlagen, Baumoasen. Wenn überhaupt Bebauung, dann Holzbauten, Grünfassaden, Begrünung der Dächer und so weiter.

Es zeigt sich da ein merkwürdiges, um nicht zu sagen perveres Demokratieverständnis. Bevor überhaupt aus der Politik heraus eine Idee sich bilden konnte, ja weil die Politik und ihre Administration sich dazu als unfähig oder unwillig erweist, wird das Volk befragt. Egal, was man von einer solchen Veranstaltung hält, die den Bürgern suggeriert, es gebe keine planerische Kompetenz und keine ökonomischen Bedingungen, der Ideenwettbewerb wird sich als Augenwischerei erweisen, geht es doch primär darum, nichts zu bauen.

MEHR ZUM THEMA

 RADIKALER UMBAU

Eine Kugel Weiß, bitte

 GEBÄUDE IN HOLZBAUWEISE

Wie baut man 45 neue Schulen in Berlin?

UNÜBERLEGTE STADTPLANUNG

Das Zentrum Berlins bleibt eine Leerstelle

Wo, wenn nicht hier lässt sich ein Pilotprojekt für städtisches Wohnen im großen Stil realisieren? Eine große Chance wird vergeben, aus der das neunzehnte Jahrhundert, ja sogar die Moderne des beginnenden zwanzigsten ein atemberaubendes Projekt gemacht hätte, auf das wir heute so stolz sein könnten wie die Pariser auf ihre Champs-Élysées und die New Yorker auf ihren Central Park.

Hans Kollhoff ist Architekt. Bis 2012 war er Professor für Architektur und Konstruktion an der ETH Zürich.

Quelle: F.A.Z. [Artikelrechte erwerben](#)



Frankfurter Allgemeine

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH 2001–2025
Alle Rechte vorbehalten.